

"Erdbeerernte und Arbeiteraufstand"

Abteilung halt. Der Wachhabende kommandiert seine Leute aus dem Marienhof zusammen. Der Meister übernimmt die Strafkolonne. Ich kutschiere mit meiner Pflanzenkarre durch das Friedhofstor. Die ersten Leidtragenden haben sich auf dem Hauptweg versammelt. Die Musiker, der Redner vor der Halle. Es geht heute rund. Fünf Beerdigungen stehen auf dem Plan. Dreimal Erde, zwei Urnen. Man braucht Pufferzeit, denn man kann nie ganz genau planen. Wieviel Leute, wieviel Grabschmuck. Die Entfernung von der Halle zur Parzelle, ob das Geleit unter langsamer Blasmusik geht oder mit Gesang. Das Wetter spielt eine Rolle. Kälte macht Beine. Hitze lähmt, macht langsam und fromm, Sonne löst Tränen. Die Leute bleiben plötzlich stehen, um zu heulen.

Ein freundlicher Morgen. Ein guter Anfang.

Ich stecke die Nachricht für meinen Marienhöfler unter den Stein. Als ich die letzte leere Kiste zur Karre schleppe, sehe ich, das Papier ist verschwunden. Mein Herz klopft bis in die Fingerspitzen. Ich tauche die Hände in den steinernen Wassertrog. Ich schöpfe, ich gieße die frisch gesetzten Pflanzen, dann gebe ich den gestrigen noch etwas Wasser, schließlich ziehe ich mit dem Rechen ein japanisches Schlussmuster in den Weg. Ich gönne mir die Zeit. Man verpflichtet die Götter, die sonst wo auf eine Aufgabe warten. Bis hinunter zur Granitsäule mit der eisernen Feuerschale. Wer Bescheid weiß, sieht die Hokime, lauter gedankenvolle Augen im Sand. Ein guter japanischer Gärtner geht den Weg bis zum Ende. Er hinterläßt von sich selbst keine Spur. Während die Schöpfer des Schmiedekunstwerkes probieren, ob das Petroleum brennt und ob die Flamme weit genug im Gelände zu sehen ist, ziehe ich magische Kreise um die Säule herum. Die so genannten *Wellen des blauen Meeres*.

Was ist? Ruft einer der Bauleute von der Leiter.

Mehr Luft, ruft einer von unten.

Ich sehe, wie in der Schale eine kleine blaue Flamme entsteht.

Jetzt godelts in der Pfanne, ruft der Mann von unten. Das Werk ist vollbracht. Meinerseits
Bewunderung und etwas Neid.

Ich sehe Tobias. Doppelt beladen. Steine. Ein Rücken, der Berge versetzt. Vom Lagerplatz
zur Baustelle, wo ein neuer Weg gebahnt wird. Noch mehr Steine. Dort sieht man vor lauter
Steinen bald den Träger nicht mehr.

Ich habe keine Uhr. Ich bin bereit. Meine Karre ist bereit. Ich erwarte das zweite
Aussegnungsläuten. Schon bin ich unter der Laciniata, der Buche mit den geschlitzten
Blättern, die am Hauptweg steht. Ich habe die Karre rückwärts ein Stück ins Gebüsch
geschoben. Glockengebimmel tönt von der Begräbnishalle in den stillen schönen
kiefernduftenden Vormittag, unweit ein Rascheln. Ich hebe eine Kiste, nehme die darunter
liegende Umhängetasche über Kopf und Schulter, darin das Geld und für alle Fälle die
geladene Walther. Sie baumelt vor meinem Bauch. Tobias in seiner Verkleidung als Tourist
liegt schon in der Karre. Über ihm Blumenkisten, Gießkanne, Rechen, Spaten. Was man so
braucht für die Arbeit am Denkmal zur Erinnerung an die Toten der Bombennacht. Ich bin
davongekommen. Ich lebe noch. Ich ziehe einen Kerl durch Trachenberge, dann durch die
innere Neustadt über die Brücke.

Kannst du was sehen? Jetzt karre ich dich über die Elbe, jetzt an der Brühlschen Terrasse
vorbei. Rechts der Fürstenzug.

Ich bin die beste Karrenlenkerin der Stadt, wahrscheinlich die beste des Landes Sachsen. Oder
die Beste der Welt. Um den Stübelplatz schlage ich einen Bogen. Es könnte sein, dass
Großvater Anton dort auf einer Verkehrstone steht. Er könnte mich mit seiner Trillerpfeife in

die Mitte rufen. Das hat er schon einmal gemacht. Ich kenne dich schon von weit. Ich sehe dich kommen. Du mit deiner Karre, du bist ein Unikum in der Stadt. Das gestiefelte Kind. Er hatte seinen Platz verlassen und mit seinem Spruch: *Was nützt das schlechte Leben* Kuchen spendiert. Verkehrspolizeimeister Anton, mit weißer Tellermütze, weißen Stulpen, Stab unter dem Arm, meine Karre vor der Tür, so sind wir im neuen Gambrinus eingekehrt und wieder beim Blick auf die Rechnung erschrocken.

Anton auf der Tonne.

Es ist nicht leicht, dem Schicksal aus dem Wege zu gehen.

Statt auf dem Stübel-, steht er neuerdings auf dem Fetscherplatz.

Weil er mich längst gesehen hat, pfeift er dreimal kurz mit der Trillerpfeife, die an der roten mit dem Strickliesl gemachten Kordel um seinen Hals hängt. Ein Freudensignal. Er springt von der Tonne und kommt flott auf mich zu.

An der Ecke hat schon wieder ein neues Café aufgemacht. Kalinka. Mit Seidensesseln aus dem Albrechtschloß. Ein Frühstückscafé. Dort kannst du schon am Vormittag Kuchen essen.

Ich weiß, sage ich, aber ich habe jetzt gar keinen Hunger.

Bei Kuchen musst du keinen Hunger haben. Da reicht Appetit

Bevor ich mit einem Fluch auf Antons scharfe Augen und seine Gefräßigkeit, einem Grollen auf seine allgegenwärtigen Tonnendienste mit meiner beladenen Karre davonrennen kann, sieht Anton, was los ist.

Mein Tobias hatte unter dem Handwerkszeug neugierig seinen Kopf bewegt. Seine Nase, zwei Augen zwischen den Kisten.

Wer ist denn das?

Einer von uns, sage ich, und ich denke mit dem Mut der stolzesten Nibelungen-Walküre, wenn du nicht deine Klappe hältst, muss ich leider die Waffe aus der Umhängetasche holen, deine geladene Walther. *Wer aus sich einen Engel machen will, wird zum Tier.* Das ist kein Spruch von Anton, das kenne ich von Pascal. Ein Engel wird Frosch oder Angsthase. Gänsehaut habe ich schon, und auf der Stirn kalten Schweiß.

Ich bin bewaffnet, höre ich mich murmeln.

Anton hält die Klappe. Weil er meine Drohung weder hört noch sieht, weil er gar keine Zeit findet, das Unikum zur Rede zustellen. Warum das gestiefelte Kind mit festem Schritt und brennender Seele einen versteckten Kerl durch die Straßen kutschiert.

Anton wird von einer Frauenstimme zum Einsatz gerufen. Polizeier, hier kampeln sich zweie.

Radfahrer haben sich gegenseitig umgefahren. Einer klemmt mit dem Vorderrad in der Weiche der Straßenbahnschiene.

Da muss der Weichensteller her, da kann ich leider nichts machen. Anton geht trotzdem hin, um sein Bestes zu tun. Ahnungslos, was ihm hätte widerfahren können.

Mein Weg ist frei.

Quarkkeulchen und Apfelmus aus der Kommunalen Küche. Ich würde gern noch länger bleiben, um zuzusehen, wie Maxim und Tobias davon essen. Tobias hat schon schwarze Haare, das Umfärben der kurzen Stoppeln ist ganz schnell gegangen, und er hat mit Maxim vorsichtshalber die Hemden getauscht. Maxim tritt nun oben herum als Tourist auf, während

Tobias zur Touristikhose wie auf dem Foto von Maxims Studentenausweis dessen Hemd und Westover trägt. Ich bin zufrieden, weil beide wie ordentliche Kerle aussehen und so gut wie satt sind. Ich danke im Stillen meiner Rivalin Gisela fürs Essenklauen. Ich darf von Glück reden, dass die beiden gleich miteinander ins Reden gekommen sind, in herzliches Einvernehmen. Manchmal stürzen sie gleichzeitig in ein gleichlanges gleichlautes Lachen. Meckernd wie Schafe.

So muss es sein. So hatte ich es in einem Roman gelesen. Wenn man zwei Männer liebt, ist es von Vorteil, wenn sie sich gut vertragen.

Der weitere Lebensweg ist bestimmt. Ich habe ihn vorgezeichnet. Im Aufschlag der Touristikhose befinden sich auf feinem, leicht verdaulichem Zigarettenspapier die Westadresse von Tante Selma, vom Großvater Heinrich und die von Dr. sc. nat. Nüßlein. In der Hosentasche stecken ein Wollknäuel mit dem Westgeld und eingeknotet in ein Taschentuch, der Inhalt meiner Fahrradgeldkiste. Nicht ganz hundert Mark. Hart und in Scheinen.. Dazu eine kleine Pappe, die Fahrkarte für die Züge bis zur Grenze. Morgen früh reist Tobias als falscher Maxim über Halle, Erfurt nach Nordhausen, während der richtige Maxim diese Zeit namenlos überspringt. Von Gisela gefüttert, von mir mit Rätseln bedacht. Manchmal mit Büchern aus der Nüßlein-Bibliothek, manchmal mit Kieselsteinen. Wenn aus Versehen ein Stein verloren gegangen ist, habe ich einen Ersatz, den wärme ich in meinem Mund. Vorsorglich und vor Sehnsucht und Angst.

Ich staple die leeren Kisten, dann chauffiere ich die ausgeräumte Karre zum Geräteplatz. Ich schiebe die Karre wie es sein muss in die Karrenreihe.

Das Horn unter dem Dach der Verwaltung tutet ein letztes Mal. Es ist das Signal. Feierabend.

Eli, Eli, , kommst du endlich, wir gehen jetzt.

Stimmen aus der Ferne.

Damit sind alle fort. Auf dem Heimweg. Das Topflager, das Sommerblumenquartier, menschenleer. Keiner mehr im Depot, im Schuppen oder irgendwo Unterglas.

Ein glückliches Ende, weil mich niemand erwischt hat. Ich schultere die seidegefütterte Umhängetasche, darin meine Waffe.

Ich nehme den Ersatzkieselstein aus dem Mund und rufe laut in den Himmel.

Addios, bis Morgen.

Ich nehme das hintere Tor, um gleich mitten im Park zu sein. An der Ruine des Italienischen Palais. Ich mache einen Abendspaziergang zum Carolasee. Dort, am Carola-Schlösschen, miete ich einen Ruder Kahn. Ich kenne einen Platz unter einer Trauerweide, wo die Gerten ins Wasser tunken. Ich rudere, lasse mich treiben. Der Vorhang teilt sich. Die Gerten rascheln. Ich kreuze die Ruder. Seegrüne Wassergrütze umschließt meinen Kahn. Die Patronen klicken. Das Magazin ist leer. Die Walther, Antons Dienstwaffe, liegt in meinem Schoß, lässt sich auf den Blüten meines Rockes wiegen und eine Weile betrachten. Dann Plumps. Das Loch in der Wassergrütze bleibt eine Weile. Meine Augen sind wie neu. Scharf und klar. Gegen die Angst habe ich immer noch Kieselsteine.

Von nun an wird mein Berufsleben wieder in gewohnten Bahnen gehen. Die Dekorationen in den Nachtlokalen warten auf mich. Die Grünpflanzen an den Bühnenrampen verlangen nach Wasser und fachlicher Pflege, die Tische brauchen farbenfrohe Angebinde. Meine Gedanken begleiten die Wege von Tobias und eines Tages wird die Ernte- und Ferienzeit vorbei sein -

das Semester der Studenten beginnt und damit auf der Bank vor der Hochschule das Frühstück mit Maxim.

Doch die Chefs bestimmen es anders. Sie haben viel mit uns vor. Im Eiltempo verteilen sie Lob und Tadel. Ein Lob geht an mich. Für vorbildliche Arbeit auf dem Heidefriedhof, die besonders gelungene Gestaltung des Denkmalbereichs, Auswahl der Sorten und Aufteilung des Terrains. Ausführung der Pflanzarbeiten. Gut gemacht, Eli.

Du arbeitest ab heute auf neuem Terrain, auf einem großen Feld, auf dem wir Zitrusfrüchte auspflanzen wollen. Es soll kein Versuch sein, sondern eine Neulandaktion.

Arbeitsgeräte sind am Ort. Wasseranschluß ist da. Die Beete sind vorbereitet. Jungpflanzen werden jeden Tag angeliefert, Bandmaß und Etiketten mußt du in deiner Aktentasche mitnehmen.

Dresden heißt Elbflorenz. Dem sollst du, Raphaela Reich, einen neuen Sinn geben. Denn was die Könige mit ihren barocken Schlössern und Parks in Moritzburg, in Pillnitz und mit dem Zwinger angefangen haben, das bringen wir zur Vollendung. Wir gestalten die Loschwitzer Plantage. Alles wird neu. Wo einst hektarweit Schattenmorellen geerntet wurden, gestalten wir einen südlichen Orangenhain. Hier hast du den Schlüssel für das Vorhängeschloss. Huschhusch die Waldfee.

Die Dekoration in der Stadt übernimmt Gisela.

Wir tauschen einen Blick. Gisela und ich. Und wer holt das Essen?

Das Essen wird ab heute mit einem Framo geliefert.

Ich sehe Wasser in Giselas Augen. Uns wird schon was einfallen, wir lassen Maxim nicht verhungern, flüstere ich ihr zu. Kuno der Lahme treibt: Bist du immer noch da. Vorwärts, wo

der Weg grade ist. Schlaft nicht ein. Und Schleicher Rudi noch einmal für alle: Huschhusch die Waldfee.

Axt am Gürtel. Überlebenszeug in der Aktentasche. Die Gegend hinter der Loschwitzbrücke nennen wir Taiga. Ich fahre in die Taiga. Ich fahre mit der Vierzehn. Mindestens eine Stunde. Dann muss ich laufen. Quer durch die alten Plantagen. Sauerkirschen. Äpfel. In ein paar Wochen gibt der Weg etwas her, jetzt ist er nur lang und staubig. Grün, unreif. Ich erreiche den Acker von Süden, durch den hinteren Zaun. Maschendraht. Eine Bretterbude aus rohem ungehobeltem Holz. Am Riegel hängt das Schloss für den Schlüssel, den ich am Hals baumeln habe. Das Feld zieht sich hin, bis an die Landstraße, die von Niedersedlitz kommend in Richtung Stadt führt. Wenn ich ein Fahrrad hätte, würde ich bis Blasewitz an der Elbe entlang und dann auf dieser Straße weiter bis hierher fahren und abends zurück. Ich durchschreite das Terrain. Ich schätze 10 000 Quadratmeter, also ein Hektar, also 100 Ar. Das Gelände ist gepflügt, geeegt, sogar schon planiert. Die Pflanzreihen sind bereits abgesteckt. Dazwischen fußbreite Wege, die wahrscheinlich mit einer Motorwalze fest gemacht wurden. Die Erde ist gut. Beste Bodenklasse. So ist die Taiga. Neulandpioniere haben vorgearbeitet. Jetzt bin ich an der Reihe. Eli, du nimmst den Schlüssel und den Plan. Pflanze nicht zu dicht und nicht zu weit auseinander. Die Jungbäume müssen sich gegenseitig halten und vorwärts bringen, sie dürfen sich andererseits nicht im Wege stehen, um den Platz streiten und womöglich zugrunde gehen.

Mach, dass du Boden gewinnst. Die fernen Stimmen der Chefs.

Ich hebe die Abdeckplane von den Kisten mit den zierlichen Pflanzen. Winzige in weichen Spantöpfen hockende Zitronenbäumchen. Warmhausgewächse. Raus mit euch. Ich soll euch den Ernst des Lebens beibringen. Regenwetter, Rüsselwürmer, Glasflügler, Läuse und Frost.

Ich werfe meine Aktentasche hin und setze mich daneben. Zitronen in Dresden. Das soll erst der Anfang sein. Kokospalmen. Bananen. Lotosblumen. Die Kamelie in Pillnitz hat uns gezeigt, dass es geht. Sie hat im kalten Februar 1945 nach dem Bombenangriff unter freiem Himmel geblüht, weil sie musste, weil ihr Glashaus zerstört worden war. Oder Mitschurins Äpfel in Sibirien. *Die Welt soll blühen*, so heißt der Film, in dem wir den Helden der Arbeit mit Strohhut und guter Laune in seinen fernöstlichen Obstplantagen gesehen haben, wie er unter blühenden Kirschbäumen spaziert und irgendwie komisch einen Zweig betrachtet und an den Blüten schnuppert. Man sollte daran wahrscheinlich erkennen, wie ihm das Züchten neuer Sorten zum Wohle der Menschen gefällt.

Der Acker zieht sich von der Bretterbude bis an die Niedersedlitzer Straße. Hektarweite Stille. Mein Mitschurin-Feld.

Im Juni sieht das Leben heiter aus. Der Sommer hat schon Wochen vor dem Kalender angefangen. Was schief gehen muss, wird später schief gehen. Die Kisten, darin die Zitronenpflanzen. Auch meine Beine warten auf einen Entschluss. Nüßlein hatte geschrieben, dass Zitrusfrüchte bei uns keine Chance haben. Lasst den Traum vom Zitronenhain fahren.

Ich lümmle immer noch auf dem Feld. Kopf auf den Knien, Arme um die verknoteten Beine geschlungen. Ich warte wie ein Ei. Ich träume, wandere in Gedanken nach Hause und weiter in den Süden, wo es keine Nachtfröste gibt, überhaupt keine Temperaturen unter Null, ewigen Frühling, immer Sommer. Ich warte auf meine Geburt.

Wer nichts macht, der streikt.

Neben meinem Stiefel blinzelt ein Auge, mich trifft ein goldener Blick. Tatsächlich, Erdkröten haben goldene Augen. Jemand hat gesagt, Kröten sitzen tief im Boden. Sie sind das Gewissen der Erde. Sie hüten über Nacht die Farben des Tages. Ich erkläre sie außerdem zur

Schutzpatronin der Faulheit. Gewissen und Faulheit, wie passt das zusammen. Das ist ein Thema für meinen schlaun Maxim.

Später springt ein Hase über den Acker. Ein Beiwagenmotorrad hat ihn aus dem Straßengraben gescheucht. Der Hase richtet die Ohren. Er beobachtet mich, wie ich neben den Kisten mit den Zitronenpflanzen hocke. Faul und ratlos.

Ich habe die Pflanzen aufgedeckt, nun decke ich sie wieder zu, weil ich nicht weiß, was werden soll. Wenn ich sie nicht auspflanze, werden sie unter der Plane vertrocknen, wenn ich sie auspflanze, werden sie im Winter hier auf dem Feld erfrieren.

So geht der Tag auf lahmen Beinen. Er schleicht.

Irgendwo sitzt die Erdkröte, irgendwo äugt der Hase. Ich wandere zur Bude, um Wasser aus dem Sperrhahn zu schlürfen. An Essen habe ich nicht gedacht. Ich lebe von Sauerampfer, Löwenzahn und Oenotera. Die Wurzeln der Nachtkerze schmecken wie Rüben.

Gegen Mittag ist ein zweites Motorrad vorbeigefahren, wieder ist der Hase aufgesprungen und hat sich auf die Hinterpfoten gesetzt, dabei seine Löffel so gedreht, als müsse auf der Straße noch etwas kommen. Schließlich hebe auch ich die Nase hoch. Der Hase hat Recht. Es liegt etwas in der Luft. In der Ferne eine verschwommene lautlose Bewegung. Mit Wind im Rücken, ein langsam auf der Straße näher treibender Zug. Wie in einem Stummfilm auf leisen Sohlen. So kommen die Leute näher, und es werden immer mehr. Der Hase lauscht.

Ich trage das Werkzeug in die Bude. Ich schließe die Bude zu. Die Leute haben in den vorderen Reihen Pappschilder hochgehoben. Senkt die Normen. Schluß mit der Schinderei. Erhöht den Grundlohn.

Die Arbeiter aus dem Elektroapparate Werk Niedersedlitz marschieren in langer Kolonne in Richtung Stadt. Eine Frau sagt: Mädels, komm mit.

Laufen macht mir nichts aus. Wir haben einen weiten Weg bis zum Postplatz. Ich bleibe vorn, denn ich kenne die kürzeste Strecke. Auf dem Postplatz sind viele, hier wird gerannt und geschrien. Macht die Bullen und die Bonzen nieder. Die Niedersedlitzer habe ich im Gerenne und Geschiebe verloren. Fluchtkorridore tun sich auf. Gejagte flüchten. Jäger folgen. Sanitäter eilen mit einer Trage. Eine junge Frau teilt Kinnhaken aus. Ich bin das Ziel eines Knüppels. Mein Kopf brummt. Ich soll die rote Klamotte ausziehen. Meine tarnfarbene Touristikjacke aus dem SPOWA-Laden. Ich falte die Jacke zusammen. Hergeben werde ich sie nicht. Ich renne, halte die Jacke fest unter dem Arm, bis ich merke, dass zwei Männer hinter mir her sind. Hinter den Trümmern des Taschenbergpalais` bleibe ich stehen. Und frage mit fester Stimme, was sie von mir wollen. Sie schimpfen, weil ich dreckige Nietenhosen an habe und ob das ein Ködergeschenk des Rias wäre. Ich sage, es ist die Arbeitskleidung der schwarzen ausgebeuteten Plantagenarbeiter in Amerika. Da bekomme ich schon wieder eine Ohrfeige. Für deine Frechheit, sagen sie, und drohen, es ist bestimmt ein Platz für dich frei im Marienhof.

Ein Lächeln hüpf von meinen Lippen. Bestimmt ist da ein Platz frei. Darauf trifft mich die schwere Hand gleich noch einmal. Feix nicht so dämlich. Mein Kopf brummt. So ist es mit der Wahrheit. Sie tut weh.

Die Straßenbahnen fahren nicht. Laufen macht mir nichts aus. Ich renne zur Ruine der Winterbergstraße. Die Tür steht offen. Ich bin ganz still, ich rufe nicht, weder Tobias noch Maxim. Ich gehe einfach hinein. In den früheren Herrschaftsflur, wo Zinkblech und Tropfwannen als Notbehelf gegen den Regen stehen. Eine Leiter führt zum Souterrain in die Hauswartwohnung. Dort die Stube, das ist Maxims Revier. Schwarzes Isolierband, kreuz

und quer, das hält die Glasscherben im Fenster. Unter der Fensterbank ein reiner Tisch, rechts auf grünlich feucht schimmelnder Rosentapete mit Kreide geschrieben: LACRIMAE SUNT RERUM Es ist gut, dass ich mich in der Schule in die Lateinstunde geschlichen habe. Hinten in die letzte Bank, denn vorn in der ersten Bank saßen die Ausgewählten. *Alle Dinge haben ihre Tränen.* Oben im Herrschaftsflur unter dem gut erhaltenen Kamin liegt ein Häuflein schwarze Asche. Verbranntes Papier. Hinter der Tür wartet die alt vertraute Suppenterrine, artig wie einst. Sie ist leer und sauber. Ich drücke sie an mein Herz und verstecke sie mit einem Seufzer und einem kleinen eigenen Spruch unter einem wilden Holunderbusch. *Man weiß nie, wozu man eine Schüssel einmal brauchen kann.*

Ich laufe in ruhigen Nebenstraßen. Aus der Altstadt in die Neustadt. Die Bewohner haben Radio gehört. Den einen und den anderen Sender. Ausgangssperre. Die Normen werden gesenkt. Der Russe macht mobil. Ich renne. Ich muss Anton retten. Ich muss den Motorradleuten, die ihn zum Einsatz abholen wollen, vom Boudoirfenster herab erklären, dass er leider unterwegs ist, in Sonntagsschuhen, wahrscheinlich im *Rosenkavalier*. Wenn er schon das vorige Mal im Rosenkavalier war, macht das nichts. Meine beste Strategie ist die Wahrheit. Er geht oft mehrmals in die selbe Oper. Erst so kann man Talente und den tiefen Sinn der Musik richtig genießen. Musik ist niemals gleich, schon weil man jedes Mal ein anderes Ohr mitbringt und eine andere Stimmung. Die Stimmung macht die Musik. Oder der Ton. Das werde ich behaupten, kühn, doch mit schlotternden Knien. Ich fühle noch die Ohrfeige rechts im Gesicht. Ich taste ein geschwollenes Auge. Wenn einer der Männer in mein Boudoir kommt, um im Kleiderschrank nach Anton zu suchen, muss ich gewärtig sein, dass der Mann mir ebenfalls eine knallt. Für die Oper, die ich erzähle. Die Wahrheit braucht sehr viel Text. Du kannst mir viel erzählen. Von wegen Rosenkavalier.

Im Paradiesgarten ist seit ein paar Tagen keiner gewesen, in der Laube kein vorgestriger, kein gestriger Rauch. Ich kenne Alices Geruch. Ich spüre, wenn sie da war. Ich habe eine Nase für Zigaretten und besonders auch für Alice, weil sie gern nach Bombastus-Lavendelöl riecht. Keine Spur von Anton, und die Erdbeerbeete leuchten rot, die Beeren sind längst zeit zum Pflücken.

Ich ernte.

Ich habe bis in die Nacht hinein zu tun. Ich fülle die Schüsseln und Körbe und meinen Bauch. Es ist erst Mitte Juni, aber schon jetzt ist das Jahr ein Erdbeerjahr. In der Laube finde ich noch mehr Schüsseln und Körbe für den Erdbeersegen und eine volle Schachtel mit Schmerztabletten. Habe ich Schmerzen? Ich brenne. Ich schlucke gleich alle Tabletten. Erdbeeren und Tabletten machen die Knochen weich und die Seele weit. Das Feuer brennt jetzt ringsherum. Die Haut steht in Flammen. Ich werfe mich zum Abkühlen bäuchlings zwischen die Erdbeerbeete. Die Beine zucken. Ich bin eine Kröte. Wie es sich für ein nachtaktives Tier gehört, zupfe ich mit dem Maul Früchte und Blätter. Ich fresse Erde. Ich krieche die Furche entlang. Geradeaus, immer der Nase nach. So verstecke ich meinen kleinen Krötenkopf unter dem Laub. Humus riecht nach Schlaf. Ich muß die Farben des Tages hüten und das Gewissen der Erde. In meinem Traum sucht Anton die Walther PPK mit den 7,65 Millimeter Patronen. Er sucht und sucht in der Kommode. Im Vertiko. In Elis Bett. Im Schrank. Im Spülkasten, wo sie in diesen Tagen ein Stück gute Butter aufbewahren. Eli läßt ihn immer noch suchen. Eli sitzt derweil mit einem Buch auf dem Fensterbrett. Puschkin. *DER SCHUSS und andere Erzählungen*. Es ist ihr eigenes Buch. Ein Heiligtum aus Schultagen. Man durfte sich zum Jahresabschluß eins vom Stapel nehmen. Sie hat sich das dickste ausgesucht. Sie hat sich eine Widmung hineingeschrieben. Für mich - mit vielen guten Wünschen von mir. Anton beugt sich an der Stelle, wo grade noch die lesende Eli gesessen hat, weit aus dem Fenster. Ob unten etwas liegt? Nichts. Einmal ist er dort hinunter

in die Hortensien gesprungen. Ein Rettungssprung. Die Blumen waren bald wieder aufgestanden wie alte Kämpfer. Sein kleines Tigergesicht tigert hin und her. Im Traum liegt die Pistole unter einem Teppich aus Entengrütze tief im Carolasee.

Niemand kennt die Stelle. Niemand kennt Eli..

Es ist Nachmittag. Alice rüttelt mich auf. Du siehst ja aus wie eine Sau.

Ich bin wach und am Leben. Auch Alice lebt und Anton. Er liegt mit einem Schienbeinbruch im Krankenhaus in der Wurzener Straße. Wie ist denn das passiert? Alice weiß es nicht. Alice hat keine Ahnung. Die Wurzener Straße ist abgesperrt. Am Sachsenbad stehen Russen. Sie hat von einer Krankenschwester, die im Nachbarhaus wohnt, gehört, dass Anton auf der Männer-Station 3 liegt. Krankenschwestern haben keine Ausgangssperre. Die Schwester hatte gestern nach der Spätschicht von Anton einen schönen Gruß übermittelt. Sie hat gesagt, es handle sich am rechten Bein um eine Tibiakopffraktur mit Meniskusriß. Von der Zehe bis obenhin Gips. So was heile, aber so was kann dauern. Und Klettern? An Klettern, Gebirgswanderungen, Tanzmeisterschaften und solche Sachen sei vorläufig nicht zu denken.

Wir wissen, eigentlich herrscht auch im Paradies Ausnahmezustand und Ausgangssperre.

Alice hat sich durch den Hintereingang hergeschlichen.

Sie wollte ernten. Aber das habe ich schon erledigt.

Manchmal ist ein Beinbruch kein Beinbruch. Alice redet lange mit mir. Leise, damit nichts über den Zaun weht. Sie kenne die Menschen. Jeden Tag kämen andere zu ihr ins Nahrungsmittelamt. Sie sagt, der Mensch sei kein richtiger Christ und gleich gar kein Kommunist. Er sei dafür nicht geboren. Leider, sagt sie.

Anton, frage ich, der auch nicht?

Der hat früher mal geglaubt, er wäre einer. Ein Kommunist.

Alice redet so viel, dass auch ich beinahe angefangen hätte zu erzählen. Von meinen sächsischen Göttern. Meinen wahren Kommunisten und Christen. Maxim. Tobias. Irgendwie scheint mir, dass Alice vom Leben nur einen schmalen Weg kennt. Sie klettert an hohen Felsen bis hinauf zum Gipfelbuch, sie kann in ihrem Amt Schwarzbrot in Weißbrot verwandeln und für Anton jederzeit Opern- und Raucherkarten besorgen. Aber kennt sie denn damit schon die leidenschaftliche Liebe, wie sie mir jeden Tag heimlich begegnet? Worte sind wie die Blätter am Baum.

Ich besinne mich. Ich rede nicht. Ich bleibe in meiner Haut. Ich lasse Alice mit dem Erdbeersegen allein.

Bei Ausgangssperre muss man doppelt schlau sein. Man darf sich nicht erwischen lassen. Überall in der Stadt fahren Motorradposten. Also versuche ich in den Gartenkolonien vorwärts zu kommen. Vom *Paradies* durch das *Traumland* bis zum *Himmelreich*. In den Gartenkolonien gibt es außer den Eichelhähern niemanden, der auf mich aufpasst. Im Pferch gackernde Hühner. Einmal ein lachender Specht. Nördlich der Kolonie Himmelreich muss ich aber schließlich doch durchs Tor hinaus auf die offene Straße. *Wer zu mehreren oder als Einzelperson aufgegriffen wird, hat mit Geld- oder Gefängnisstrafe zu rechnen.* Das Hubertuseck liegt wie ausgestorben, die alte Tankstelle wie tot. Ich schleiche durch Hausflure und Hinterhöfe. Das ist schon die Marienhofstraße.

Ich renne. Ich klettere ins tiefe Grün. Die Hecke ist hoch und dicht geworden. Weil *Morus alba* sehr schnell wächst. Auf meinem Ast findet mich keiner. Mein Leben ist ein Geheimnis. Hier kann ich endlich in Ruhe atmen, gemütlich ausspähen, ob mein schöner Angsttraum

wahr ist. Die neuen nüchternen Augen suchen die Lücke, das Loch im Netz, die Stelle, wo Tobias früher war, wenn dort niemand ist, dann habe ich noch einen Beweis, dass ich nicht nur träume. Ich bin in aller Heimlichkeit wach. An der ziegelsteinroten Hausfront stehen viele Fenster offen. Auf dem Volleyballfeld liegen ein paar Militärdecken, etliche hingeworfene Reisisbesen. Es ist still, menschenleer, wie nach einer überstürzten Flucht. Von einem Ast weiter oben kann ich sehen, daß das Tor auf ist. Sie sind fort. Nicht nur Tobias, sondern alle. Sträflinge und Bewacher.

Um ganz sicher zu sein, gehe ich durch das Tor, sogar weiter durch die sperrangelweit offene Haustür. Ich rufe in das luftige Treppenhaus:

Ist hier jemand?

Weil sich niemand rührt, nehme ich einen Volleyball und schlage ihn gegen die Wand.

Ich habe keine Angst, dass mich einer aufgreifen könnte.

Ich bin ein Wolf, ganz allein. Ohne Artgenossen. Die sind noch in den Wäldern. Die Menschen sind lange aus dieser Gegend verschwunden. Auch die Motorradposten haben sich zum Stadtkern verzogen.

Es ist immer noch hell, rötlicher Abendsonnenschein, ein kristallklarer Juniabend. Die Blätter der Straßenplatanen zeichnen sich ab, scharf, wie einzeln gestochen. Das Kopfsteinpflaster glänzt, als wäre es aus einem besonderen Anlass frisch geölt. Bitte nicht betreten. Ich trete trotzdem drauf. Mit leichten Pfoten, die keine Abdrücke hinterlassen. Bei Tabak-Reinsch sind die Rollläden zu. Die lässt er nicht einmal runter, wenn er seine sechs Wochen krankmacht. Die Rollläden von Reinsch sind sonst immer offen. Unser Prachthaus für arme, kranke und kinderreiche Familien hat sich einige Schritte von der Straße zurückgezogen, hinter einen höheren Zaun mit schärferen Eisenspitzen. Die Stuckfiguren machen ernste Gesichter. Weder

ein Radio noch das Geschrei eines geprügelten Dubbert-Kindes ist zu hören. Die Fenster sind geschlossen. Wo sonst vielfältige Neugier die Gardinen bewegt und die Fantasie beflügelt, Reglosigkeit. Eine erstarrte Kulisse. Nur bei uns, in meinem Boudoir, sieht man noch, dass etwas los war. Ein Fensterflügel steht offen, der Florentiner wedelt heraus, der Tüll hat sich im Rauputz verfangen. Wenn das Emma wüsste, ihre kamillenteefarbenen Florentiner wie Lappen. Ich weiß, was geschehen ist. Ich werfe einen Blick auf das Hortensienrondell, das ich seit dem Frühjahr in persönlicher Pflege habe. Damit gibt es für mich keinen Zweifel mehr. Wie die armen Hortensien aussehen. Da ist Anton voll reingekracht und, wie es aussieht, noch einmal mit einem Beinbruch glücklich entkommen.

In der Frühe wandere ich nach Niedersedlitz. Es ist das andere Ende der Stadt. Eigentlich schon draußen auf dem Land. Ich ziehe eine Karre hinter mir her.

Es ist ein längst gewesener Morgen.

Die Lockwitz ist ein Fluss. Er kommt aus den Bergen, strömt der Elbe entgegen an mir vorbei. Ihm ist es egal, ob ich an seinem Ufer gehe. Er gurgelt, platscht, aber er meint mich nicht. Eine Schafherde kehrt mir den Rücken. Gott schuf den Menschen der Schafe wegen. Ich wandere als Schlusslicht über die abgegraste Wiese.

Ich bin unterwegs, ich suche mein Feld, die unter der Plane wartenden Zitronensetzlinge. Sie wachsen in Spantöpfen, die sind besser als Pappe. Sie halten länger. Damit habe ich Glück. Ich muss mich trotzdem beeilen. Ich karre Zeitungsbündel zum Niedersedlitzer Acker.

Die Nacht darauf entwerfe ich ein Aufklärungsschreiben an die Bürger der Stadt. Es fällt mir schwer. Ich suche nach richtigen Worten:

Die Zitrone (Citrus sinensis) bitte alle zwei bis drei Jahre, später in größeren Abständen, umtopfen. In eine Mischung aus Komposterde und Sand, der ein Löffel Hornspäne beigegeben

werden sollte. Im Frühjahr die Krone stutzen, aber nicht in dem Jahr, in dem Sie umgetopft haben. Im Sommer regelmäßig einmal pro Woche dem Gießwasser etwas Dünger (Wopil) begeben und raus in die volle Sonne. Im Winter rein ins Haus, aber ins Kühle. Viel lüften, wenig gießen. Denken Sie daran, die Zitrone ist in Florenz am Arno zu Hause und eigentlich nicht an der Elbe.

Der letzte Satz ist überflüssig, sogar Leichtsinn, er könnte fast als Provokation aufgefasst werden. Dass die Früchte, wenn sich überhaupt welche entwickeln, trotz Pflege klein und noch saurer als sauer, damit ungenießbar, sein werden, versuche ich vorsichtig und so heiter wie möglich anzumerken. Es will mir nicht gelingen. Ich streiche. Ich kürze. Ich lasse nur das wirklich Notwendige stehen. Gegen Morgen ist die Pflegeanleitung fertig.

Ich muss mich beeilen.

Alice nimmt sich drei Tage, um meinen Entwurf wieder und wieder abzutippen. Überschrift: DIE ZITRONE IST EIN SCHMUCKBAUM. Immer sieben Kohlepapierdurchschläge. Die letzten dünnen Blätter grade noch lesbar. Ich brauche viel. Warum? Das kann ich Alice nicht erklären. Weiß ich es denn selber?

Unterdes fange ich an. Ich verpacke die Spantöpfe. Belade die Karre. Niemand sonst ist so geübt darin wie ich. Auf den Stadtplan in meinem Kopf können sich meine Beine verlassen. Die gepflasterten Straßen, die krummen Wege, die Fähre in Laubegast und am Schlachthof. Die Albertbrücke ist für mich und meine Karre nicht mehr gesperrt. Die Standseilbahn hat nach Reparaturarbeiten ihren Betrieb wieder aufgenommen. Meine Beine werden nicht müde. Ich zögere nicht.. Pfarrhäuser sind eine gute Adresse. Schulen. Alte Leute. Wohnungen, wo in den Fenstern bereits Grünzeug steht. Nicht überall kann ich die Pflegeanleitung beilegen. Ich muss mich auf die Empfänger verlassen, auf die Blumenliebhaber und wieder einmal auf

mein Glück. An manchen Dresdner Stubenfenstern kann ich im Vorübergehen nun schon meine Zitronen begrüßen.

Während ich unterwegs bin, liefern die Baumschulen noch mehr Pflanzen. Sie erfüllen den Plan, setzen die Kisten an den Rain, wie sie denken, am Mitschurin-Feld.

Muss ich die Tour durch die Stadt noch einmal von vorn anfangen? Im zweiten Durchlauf für jeden eine zweite Zitrone?

Im Schaufenster von Tabak-Reinsch hält sich ein kleines grünes Gewächs, tapfer, zwischen leeren Zigarrenkisten und einem Mohren aus Porzellan . Auch dem Richter Hans Poss in Laubegast habe ich einen Spantopf vor die Tür seines Häuschens gesetzt. Mit der Pflegeanleitung, dazu mit Rotstift: *Bitte beachten.*

Vor die Pforte am Münchner Platz habe ich sogar eine ganze Kiste voll Zitronenbäumchen hingestellt, für die Flure, die Seminarräume, die Büros und den großen Hörsaal. In allen Pförtnerlogen, die ich kenne, stehen in Hoffnung auf Zuwendung Zitronen. Das Nahrungsmittelamt schmückt sich mit kleinen grünen Pflänzchen. Die Kellner von der Bar auf dem Weißen Hirsch, die Mitarbeiter aus der Kunstblumenfabrik, die Verkäufer im Touristiklager im ehemaligen Ballhaus Watzke, die Frau im Hygiene-Museum, nicht die gläserne, sondern die aus Fleisch und Blut. Alle haben mindesten eine Zimmerzitrone. Mein Traum ist, dass die Dresdner winters in Stuben, sommers in ihren Schrebergärten Heger und Pfleger von *Citrus sinensis* werden. Dass die Zitrone als Schmuckbaum in Mode kommt.

Jeder will gern einen Zitrontopf für sein Fensterbrett haben. So was gibt es, es geschieht manchmal, dass eine Leidenschaft aufflammt. Dass eine Idee die Massen ergreift. Es ist wie

mit nahtlosen Strümpfen, man hat sie gesehen und will sie haben. Niemand kann später ergründen, woher der Funke gekommen ist.

Die Zitrone bleibt mein Geheimnis.

Ich gehe in die neuen Konditoreien der Handelsorganisation. In den Konsum und zu Hosenschuppen. Meine Wege führen mich nach Moritzburg ins Jagdschloss und in die Schiffswerft Übigau, wo sie keinen Waschbär mehr herstellen, sie reparieren jetzt wieder Schiffe. Ich suche mir einen guten Kieselstein für meinen Mund und setze dann ein paar Töpfe in den Salon des Schaufelraddampfers, der grade fertig worden ist und bald als WELTFRIEDEN auf der Elbe in Richtung Sächsische Schweiz auf Fahrt gehen wird. Am Kohlenbunker warte ich auf den Kapitän. Ich will ihm die Pflegeanleitung persönlich übergeben. Es ist meine letzte Mission in der Angelegenheit Zitrone.

Schön Gruß von Anton, ich bin Eli.

Der Kapitän erkennt mich mit der kleinen Hilfe – schön Gruß von Anton - als die verlauste Karline vom Kinderheim Lommatsch, die er mit seinem Schleppdampfer mitgenommen hatte nach Hause. Wann war das? Im August 45?. Ich erkläre ihm, dass ich sein schönes Schiff mit Jungpflanzen ausgestaltet habe. Lauter Zitronen. Ich verspreche ihm einen grünen Salon, ein weißes Blütenmeer, wenn er nur regelmäßig gießt, die Topferde lockert, das Moos entfernt. Eine herrlich duftende Oase. Südlich heiter.

Der Kieselstein knirscht, meine Argumente poltern. Es ist, weil meine Kräfte langsam schwinden, meine Zunge erlahmt.

Ich soll das Zeug wieder mitnehmen. Den Kram einpacken. Er habe das Kraut nicht bestellt.

So darf das Ende nicht sein. Rotz und Wasser. Ich heule. Der Kiesel fällt vor die Füße des Kapitäns.

Zum ersten Mal in meinem Leben erkenne ich, was Tränen einer Frau vermögen.

Mädel, höre auf zu flennen, sagt er. Wenn der Krempel nichts kostet. Lass stehen, lass fahren.

Also fährt die Arche Eli vom Dresdner Terrassenufer bis Schmilka in der Sächsischen Schweiz. Vormittags hin und nachmittags zurück. Es gibt sogar Bier auf dem Schiff.

Die beiden Chefs machen ihre finstersten Gesichter, weil ich den Fortschritt aufgehalten habe. Sie sind tief enttäuscht. Es wird keine Zitronenplantagen, keine Citrusernte an unserer Elbe geben und du, Eli, du allein bist schuld. Du und dein falscher Glaube. Du glaubst an den Winter und nicht an die Kraft der Zitrone.

Ich weiß, dass ich nach so viel Auszeichnung und so viel Versagen eine saftige Strafe verdiene.

Kein pünktliches Essenholen mit der Karre. Ein Framo-Chauffeur trägt die Kübel neuerdings sogar bis in die Küche. Keine gärtnerische Grünzeugpflege in den Ballhäusern und Bars der Stadt. Dafür sind jetzt besonders ausgebildete Fachleute unterwegs. Dekorateure oder Floristen. Keine gärtnerische Friedhofsgestaltung. Dafür gibt es separat geschulte Architekten. Keine Tätigkeit auf botanischem Neuland. Das habe ich, Eli, verwirkt. Das bleibt den botanischen Instituten und der Zukunft. Kein geruhames Stecklingsschneiden oder

Aussaat pikieren, nichts in den bunten Blumenrevieren, nichts unter regensicherem Glas.

Gemütlich mit Gisela und den anderen.

Das sind Erinnerungen.

Die Chefs denken nach allem an eine Strafversetzung. Sie sind sich einig. Wir schicken Eli in den Himalaja. Dort hat sie Zeit, dort kann sie sich besinnen, dort kann sie sich um die kümmerlichen Primeln kümmern, die *denticulata* und *rosea*, auch um die Hochlandbergenien und die krüppeligen Birken und die Tränenkiefer. Lauter fest verwurzelter Bestand. Wo Eli nichts kaputt machen kann.

Der Himalaja liegt auf einem Hügel. Es ist das Revier, das sich an die südkarpatischen Waldgebiete und an den westlichen Altai anschließt. Es ist ein stiller Ort in einem abgelegenen Winkel des Botanischen Gartens.

Wenn ich Glück habe, blüht in diesen Tagen der blaue tibetische Mohn.